„So, Ihre Brieftasche ist Ihnen ins Wasser gefallen? Oh Bootsmann, wie kann man nur auf solche Art und Weise seine Heuer versaufen! Aber, Augenblickchen, wir werden 'mal leuchten."

Er zückte eine Taschenlampe und ließ ihr Strahlenbündel in die Tiefe schießen.

„Gucken Sie hin, gucken Sie hin! Da liegt die Tasche, und ein gammeliges Katervieh sitzt daneben und paßt auf, daß nichts gestohlen wird."

Der Pantryman, leicht wie eine Balleteuse und gelenkig wie ein Akrobat, förderte beides nach oben und sagte, dem Bootsmann seine Börse zurück gebend: „Hier sind Ihre Moneten, aber der Kater ist mein." Und beide gingen befriedigt an Bord.

Die erste Nacht kampierte die Katze in der Kombüse, dann aber schmiß der Koch sie zur Tür hinaus und versicherte, beim nächsten Sichtbarwerden des Viehes dieses nebst Schutzpatron durchs Bullauge zu werfen.

Aber er sagte das nur so hin. Nach wenigen Tagen schon, als man den vierbeinigen Maat zwecks Prüfung seiner Rattenfängerqualitäten für eine Nacht in die Achterpoop beim Proviant einsperrte und er dort ein volles Dutzend tunesischer Ratten mit durchbissenen Hälsen aufschichtete, servierte ihm die Weißjacke persönlich eine Schüssel Milch und verhieß wohlwollend für den Abend noch einige Makrelen.

Obwohl sich die Katze nach und nach aller Sympathien zu verschaffen verstand, blieb doch der Pantryman der eigentliche Adoptivvater. Man kam nach Braila und lud Getreide. Was schon seit einigen Tagen zu erwarten stand, traf hier ein. Eines Morgens fand man die Buntscheckige inmitten eines Rudels niedlicher, zappelnder Katzenbabys in der warmen Asche des Donkeykessels vor, ihren Mutterpflichten in wahrhaft rührender Weise nachkommend.

Eine Zigeunerin humpelte an Bord und bettelte den Koch um Eßwaren an. Er ließ ihr durch den Jungen eine fürstliche Portion Makkaroni mit Speck verabfolgen. Zum Dank wollte sie ihrem Wohltäter aus der Hand weissagen. Als sie aber erklärte, er solle sich vor Katzen hüten, denn diese brächten ihm Verderben, ließ er die alte Bettel stehen und kehrte an seine Arbeit zurück.

Miezens Familienglück war nicht von langer Dauer. Zwei ihrer Sprößlinge fraß schon am nächsten Tage ein hergelaufener räudiger Köter auf, zwei gingen an einer Krankheit zugrunde, und der fünfte und letzte wurde beim Deckwaschen von einem kräftigen Wasserstrahl über Bord gespült. Mieze ging jetzt immer mehr in die Breite, und als sie wieder beim Schuppen zwölf auftauchte, ergriff die Ratten beim Anblick der längst Totgeglaubten ein panischer Schrecken. Aber sie war nicht mehr so flink wie einst; das fand jeder, und der Koch erklärte mit gewichtiger Miene, das käme vom Wochenbett.

Eines Abends, während alle an Land waren, saß der Pantryman in der Kombüse, las mit seitwärts gewandtem Blick in einem dreckigen Schmöker und schälte Kartoffeln. Plötzlich kam der Wachtsmann hinein gestürmt: „Junge, Deine Katze liegt im Wasser; sie wollte vom Deck aus an Land setzen und sprang zu kurz."

„Das Unglückstier", stöhnte der Kleine und war im Nu auf dem Pier. Man hatte am Mittag die alte, morsche Planke weg geschafft, um sie durch eine neue zu ersetzen. Noch war dies aber nicht geschehen, und so schwamm die Katze mit letzter Kraft in der schmalen Rinne zwischen Kai und Schiff umher.

„Ich komme, Liebling", ermunterte der Pantryman sie und stieg die Stufen nieder. Es war ein waghalsiges Unterfangen; ein leiser Windhauch, ein leichter Wellenschlag konnte das Schiff gegen die Mauer drücken und den tollkühnen Kletterer zermalmen. Mit unsäglicher Mühe gelang es dem Manne endlich, seinen Schützling zu erhaschen.

„Wahr Dich, drüben kommt ein Schlepper!"

Der Retter achtete kaum auf den Zuruf, sondern klomm vorsichtig mit seiner Bürde Stufe um Stufe empor. Jetzt schlugen die ersten Bugwellen des Schleppers gurgelnd gegen den Schiffskörper und drückten ihn langsam gegen den Kai.

„Herr des Himmels, laß das Tier fahren!" schrie es von oben. Noch zwei Stufen, noch eine. Prustend sprang die Katze davon und verschwand im Dunkel des Schuppens. Leise, kaum vernehmbar schürfte der schwere Schiffsrumpf die Mauer und rückte dann langsam, als sei nichts geschehen, wieder ab. Der Pantryman jammerte: „Mein Bein, mein Bein — — —"

„Ist zweimal gebrochen", konstatierte der Arzt der Unfallstelle und ließ den Verunglückten in das Hafenkrankenhaus schaffen.

Hier sann er Tag für Tag über die Worte der Zigeunerin in Braila nach und war nahe daran, ihren einfältigen Prophezeiungen Bedeutung beizumessen. Als aber später die Kunde zu ihm drang, daß sein Schiff im Nebel von einem anderen entzwei geschnitten und ein großer Teil der Leute um das Leben gekommen sei, dankte er im stillen der braven, scheckigen Katze, die auf so seltsame Weise zu seiner Lebensretterin geworden war.

And der Chinese lacht dazu.

Von Otto Schaumburg.

Man schrieb 1913, Schnee bedeckte Nordchina, der Peiho war mit dicker Eiskruste überzogen, und ein eisiger Nordwest fegte von der Gobi herunter dem Meere zu. Trotz dieser Witterung herrschte ein reges Leben und Treiben im Lager der russischen Besatzungstruppen in Tientsin. Abordnungen der Truppen der anderen Fremdmächte in goldstrotzenden Uniformen mit Kopfbedeckungen aller Formen, chinesische hohe Beamte mit berittenen Leibwachen und dem ganzen Drum und Dran chinesischer offizieller Prachtentfaltung, daneben zarte, in wundervolle Pelze gehüllte Frauen, sie alle wurden einer auf freiem Platz errichteten Zuschauertribüne zugeführt, der gegenüber zur Feier des dreihundertjährigen Bestehens des Hauses Romanow die russische Truppe Aufstellung genommen hatte.

Die Feierlichkeiten begannen mit einem Gottesdienst, ein Pope in glänzendem Gewande zelebrierte, melodisch erklang der Gesang der Vorsänger, und mit Macht setzte schließlich das „Gott sei des Zaren Schutz" ein, von der Musik aller Kapellen begleitet.

Auf der Tribüne erhob sich alles von den Sitzen, aber — der heftigen Bewegung so vieler war der mit russischer Verdienstmöglichkeit errichtete Holzbau nicht gewachsen, und in die machtvollen Töne der Hymne hinein drang das Geräusch von zusammenstürzenden Brettern und Balken und Hilferufen und Flüchen.

Ein gütiges Geschick bewahrte vor ernstlichen Unfällen. Einige gen Himmel starrende, beigefarbene Säulen und Beinchen wurden wieder erdwärts gerichtet, Staub abgeklopft, Trostworte in allen Sprachen gespendet und das Ganze mit einem „smiling" hingenommen. Der folgende Parademarsch der russischen Truppen fand fast alle Zuschauer auf Mutter Erdes sicherem Boden vor.

Danach fand ein feierlicher Empfang im russischen Konsulat statt, man sprach klappernd vor Frost und doch gehobener Stimmung seine Glückwünsche zu dem denkwürdigen Tage aus; die anwesenden Offiziere aller Nationen folgten noch einer Einladung zum Imbiß in die russische Offiziersmesse.

So ein russischer „Imbiß" hat es in sich, er nennt sich Sakuska und ist umwogt von Wodka, dem feurigen Wässerchen, das so schnell halberfrorene Körper einer wohltuenden Erwärmung zuführt und selbst zu größter Zurückhaltung erzogene Geister bald in slawischer Brüderlichkeit schwimmen läßt. Mancher fühlt sich als „speaker" geboren und berufen, den Gefühlen aller anderen in Worten Ausdruck zu geben, auch wenn sie verschiedener Zungen sind und sich gegenseitig kaum verstehen. Hier ergriff es einen Amerikaner mit Himmelsgewalt, er stieg auf einen Stuhl und dankte für die „hospitality". In immer größer werdender Begeisterung erhöhte er bald Herz und Kopf, indem er auf den Tisch stieg, und der Weiterfluß seiner Rede bewegte sich schließlich in den zündenden Worten, die ihm von Feiern des amerikanischen Unabhängigkeitstages geläufig waren — er schloß mit Three Cheers auf die russische „Republik"!

Begeistertes Hurra der anwesenden russischen Offiziere belohnte den Sprecher. Sie wußten nicht, was der Fremde gesagt hatte, da sie seiner Sprache unkundig waren.

Die „Romanow"-Feier fand damit ihren Abschluß, man ging nach Hause mit dem Wunsche, daß der Vorfall nicht weiter bekannt würde.

Er blieb nicht geheim. In einem „Sunday journal" konnte ein Journalist sich nicht verkneifen, humorvolle Bemerkungen darüber zu machen. Aber die Kommandeure der russischen und amerikanischen Truppen waren anderen Sinnes: drei russische Offiziere, die am lautesten Hurra gerufen haben sollten, und der amerikanische „Hellseher" erhielten Strafen.

Der Prophet gilt nichts im Vaterlande, und Seherworte werden auch in der Fremde meist nicht anerkannt.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 40 — 21. Mai 1930 — 5. Jahrgang

Felix will heiraten

Nachdruck verboten.

Roman von Eduard W. Maybach

Copyright Greiner & Co., Berlin NW 6.

18. Fortsetzung.

Und auch Otto machte ihr heute — nachdem alles für ihn klargestellt war, kein Hehl daraus, daß sein Interesse für sie ein durchaus ernstes war . . .

Als Ria wieder zu Hause angekommen war, erzählte sie sofort ihrem inzwischen vom Amt heimgekehrten Vater, was sie über den so arg geschmähten Bewerber der jüngeren Schwester in Erfahrung gebracht hatte. Sie erzählte dem Vater nicht lauter Neuigkeiten. Der Oberfinanzrat war am vergangenen Tage im Amt von einem Beamten der Kriminalpolizei aufgesucht worden. Dieser hatte von dem Untersuchungsrichter in Eisenach den telephonischen Auftrag erhalten, unter anderem bei dem Oberfinanzrat Vallentin genaue Ermittlungen über die von diesem zur Sprache gebrachten früheren Verfehlungen des inkriminierten Felix Schmidt einzuziehen. Der Kriminalbeamte erklärte dem Oberfinanzrat, der Fall sei deshalb so seltsam, weil er durch eingehende Nachfrage bei dem zuständigen Polizeirevier und bei anderen in Frage kommenden Behörden festgestellt hatte, daß dieser in der Innsbrucker Straße 30 wohnhafte Kaufmann Felix Schmidt niemand anderes war, als der angesehene Mitinhaber der durch zahlreiche Filialen in ganz Berlin bekannten Firma Bergers Kaffeegeschäft.

Der Oberfinanzrat hatte dem Beamten für den anderen Tag, soweit als möglich, aufklärendes Material versprochen. Aber so sehr er sich auch bemühte, aus seiner Nachrichtenquelle, der Frau von Bredersdorf, etwas herauszubringen, es blieb bei allgemeinen Phrasen. Die gute Dame wiederholte nur immer wieder, was sie früher gehört hatte, verwies auf den Eisenacher Fall und war schließlich völlig beleidigt. Der Oberfinanzrat hatte lediglich herausgehört, daß Frau von Bredersdorf ihre Informationen seinerzeit von Frau Konsul Edler erhalten habe. Frau Konsul Edler verwies ihn auf seinen telephonischen Anruf hin an Frau Sanitätsrat Brück. Als der Oberfinanzrat, nachgerade nervös geworden, die Frau Sanitätsrat Brück telephonisch um Aufklärung bat, erklärte diese nur, hier müsse es sich wohl um ein Mißverständnis handeln. Sie wisse zwar von dem Pech, das Herr Felix Schmidt, der Neffe ihrer besten Freundin, mit den Behörden in Eisenach gehabt habe oder noch habe, im übrigen aber sei er über jeden Zweifel erhaben, sei der Mitinhaber eines kleinen Konzerns von Kaffeegeschäften und habe ein sehr stattliches Einkommen.

Der Oberfinanzrat verbrachte eine schlaflose Nacht, um sich am anderen Morgen sofort telephonisch mit dem Untersuchungsrichter in Eisenach verbinden zu lassen. Hier erfuhr er von der restlosen Aufklärung, die der Fall dort inzwischen gefunden hatte. Der Oberfinanzrat benutzte die Gelegenheit, um gleichzeitig persönlich dem Untersuchungsrichter gegenüber den Rückzug bezüglich der „früheren Hochstapeleien" anzutreten.

Nun, da er nach Hause kam, fand er durch Rias Mund die ganze Folge seiner Täuschungen noch einmal haarklein bestätigt. Er hatte sich kompromittiert, sich blamiert, hatte seiner Tochter Lia bitteres Unrecht getan!

Sofort gab er durch Fernsprecher an Lia in Karlsruhe ein Telegramm auf:

„Angelegenheit Felix Schmidt bestens geklärt. Alles Mißverständnis und Redereien. Felix hervorragende Persönlichkeit äußerst wohlhabender Geschäftsinhaber. Verbindung mit ihm von mir warm befürwortet. Felix Schmidt selbstverständlich wieder frei und hier in Berlin. Reise sofort hierher zurück. Gib Drahtnachricht.

Vater."

Diesem Telegramm war eine bezahlte Rückantwort beigefügt.

Frau Hete lachte und weinte über die Wendung, die die Dinge genommen hatten, und freute sich auf das glückliche Gesichtchen, das nun ihre Tochter Lia machen würde. Im stillen aber war sie stolz darauf, daß die Stimme ihres Herzens sie doch nicht getäuscht hatte.

„Was wird nun mit dem Los, das gewonnen hat?" fragte sie ihren Mann.

„Nun, wir wollen sehen", erwiderte der Oberfinanzrat. „Eigentlich gehört es ja Lia, denn es war ihr geschenkt worden, und Schenkungen können nach dem Gesetz von dem Schenker aus nicht rückgängig gemacht werden. Das Beste wird überhaupt sein, ich fahre jetzt direkt zu Herrn Schmidt in die Wohnung, um, was uns alle betrifft, Abbitte bei ihm zu leisten und dabei auch gleich die Sache mit dem Lose ins Gleis zu bringen."

24. Kapitel.

100 000 Mark zu verschenken!

Felix hatte mit Frau Zeisig ein rührendes Wiedersehen gefeiert. Die gute Frau vergoß unausgesetzt Tränen, als sie „ihren Felix“ so unvermittelt wiedersah. Und den Kopf hatte er auch noch behalten, und noch dazu jetzt mit Haaren darauf!

Felix mußte ihr alles erzählen, insbesondere wie die Verpflegung in Eisenach war, wie er den Kaffee in der Untersuchungshaft gefunden und ob er dabei auch einmal an seinen Morgenkaffee in Berlin zurückgedacht hatte.

Von sich aus hatte die gute Frau Zeisig, wie sie verlegen gestand, auch etwas zu berichten. Sie war in der letzten Zeit, nur um Trost in diesem Unglück zu finden, öfter als sonst mit ihrem Heinrich zusammengekommen, wobei dieser eigensinnige Mensch nun schon bald mit jedem zweiten Wort das Standesamt im Munde führte . . .

Zwei Stunden später konnte Frau Zeisig dem erstaunten Felix den Besuch des Herrn Oberfinanzrats Vallentin in höchsteigener Person melden.

Die Unterredung zwischen den beiden Herren war doch ein wenig kurz. Kurz und kühl und gar nicht so, wie sie sich der Oberfinanzrat vorgestellt hatte.

Felix war zwar ausgesucht höflich, gebrauchte zweimal im selben Satz die Anrede „Herr Oberfinanzrat“, strich sich, bevor er etwas sagte, immer erst einmal mit der Hand über den Kopf, blieb aber sonst äußerst zurückhaltend.

„Ich glaube, es ist Ihnen unrecht getan worden, Herr Schmidt.“

„Bitte sehr, Herr Oberfinanzrat, dergleichen kann passieren.“

„Bedauerliche Mißverständnisse . . .“

„Kann ich verstehen, Herr Oberfinanzrat.“

„Hm, hm . . .“

„. . . . . .“

Die Unterredung war vollständig ins Stocken geraten. Der Oberfinanzrat sah eine Weile vor sich hin; dann begann er von neuem:

„Ich habe meiner Tochter Lia, die sich auf meine Veranlassung bisher in Karlsruhe aufgehalten hat, telegraphisch die Aufforderung zur sofortigen Rückkehr übermittelt.“

Ueber Felix' Gesicht ging ein deutliches Aufleuchten. Jetzt sahen seine Augen wieder so gutmütig drein wie ehedem. Aber er sagte kein Wort.

„Sie muß voraussichtlich schon morgen vormittag hier eintreffen!“

Felix schwieg noch immer.

Der Oberfinanzrat fiel aus einer Verlegenheit in die andere. Wieder brauchte er einige Zeit, um sich zu sammeln. Schließlich fing er noch einmal an:

„Sie hatten die Freundlichkeit, meiner Tochter Lia mit einigen liebenswürdigen Zeilen ein wertvolles Los zum Geschenk zu machen. Wie ich höre, ist das Los mit einem Gewinn herausgekommen. Ich weiß allerdings nicht, wie hoch der Gewinn ist, aber es wäre doch schade . . .“

„Hunderttausend Mark“, unterbrach jetzt Felix.

„Hunderttausend Mark“, wiederholte der Oberfinanzrat, abwechselnd blaß und rot werdend, und sah Felix sprachlos an. Hunderttausend Mark für seine Tochter Lia!

Nach einer ganzen Weile fing er wieder von neuem an:

„Sie hatten das Los liebenswürdigerweise meiner Tochter Lia zum Geschenk gemacht. Aber unter dem Eindruck der Mißverständnisse glaubte ich damals in bedauerlichem Irrtum, Ihnen das Los zurückschicken zu sollen. — Ich erwähne das nur, Herr Schmidt, weil der Kollekteur, der mich aufgesucht hat, zu wissen vorgab, daß das Los nicht in Ihren Besitz zurückgelangt sei. Es wäre doch schade.“

„Ja, es wäre sehr schade . . . allerdings habe ich das Los bis zum Augenblick noch nicht wieder in Händen. Es wird sich wohl irgendwie herausfinden. Ich werde danach forschen. Zumal es ja nach wie vor das Eigentum Ihres Fräulein Tochter ist“, setzte Felix hinzu, als er noch immer einen Zug des Schreckens in der Miene des Oberfinanzrats bemerkte.

Der Oberfinanzrat atmete erleichtert auf. Dann erhob er sich. Die beiden Herren tauschten gegenseitig höfliche Verbeugungen aus. Schließlich reichte der Oberfinanzrat Felix die Hand und sagte mit nachdrücklicher Betonung:

„Ich hoffe, wir werden gute Freunde werden.“ —

Zu Hause wartete der Oberfinanzrat, vor dessen Augen hunderttausend Mark einen wilden Tanz aufzuführen begannen, bis spät in die Nacht hinein auf Nachricht von Lia. Vergebens. Seiner Berechnung nach hätte das Telegramm schon dreimal da sein müssen.

Jede Stunde rief er am anderen Vormittag vom Amt aus in seiner Wohnung an, ob das Telegramm da sei, das die Rückkehr Lias melde.

Vergebens.

Es kam keine Nachricht.

Dann rief er Herrn Felix Schmidt an, teilte ihm mit, daß von Lia noch nichts zu hören sei, und fragte ihn, ob er vielleicht Nachricht hätte.

Felix mußte verneinen.

Dasselbe Gespräch zwischen dem Oberfinanzrat und Felix wiederholte sich um die Mittagsstunde. Gleichzeitig teilte der Oberfinanzrat Felix mit, daß er seine Schwester Martha durch die Post in Karlsruhe zu einem Telephongespräch aufgefordert habe. Die Wohnung seiner Schwester in der Douglasstraße liege unmittelbar in der Nachbarschaft der Hauptpost, die mit einem Flügel an die Douglasstraße grenze. Seine Schwester sei aber noch nicht erreichbar gewesen.

Am Nachmittag rief der Oberfinanzrat nochmals bei Felix an. Er war die Aufregung selbst. Durch ein dringendes Telephongespräch mit dem Hauptpostamt in Karlsruhe habe er in Erfahrung gebracht, daß sich in der Wohnung seiner Schwester überhaupt niemand melde. Es müsse etwas Schreckliches passiert sein. Er fürchte, daß sich seine Tochter im Gefolge all der Mißverständnisse irgendwo im Schwarzwald ein Leid angetan habe, und daß seine Schwester nun unterwegs sei, die Vermißte zu suchen.

Nun sprang die Aufregung des Oberfinanzrats aufs Felix über.

Der Erfolg war, daß beide Herren gemeinschaftlich mit dem Abendschnellzug nach Karlsruhe reisten

25. Kapitel.

Eine tragische Geburtstagsfeier.

Aber wie war es Lia in der Zwischenzeit wirklich ergangen?

Das große Mädchen dachte an alles andere als an Selbstmord. So traurig ihr auch innerlich zumute war, einen solchen Gedanken, wenn er überhaupt in ihr aufgetaucht wäre, hätte sie weit, weit von sich gewiesen. Dafür dachte sie viel zu gesund und zu natürlich.

Ja, traurig war sie! War schon alles Vorangegangene — die häßliche „Information“ des Vaters, ihre Abschiebung nach Karlsruhe, die Verhaftung in Eisenach, der Brief des Vaters, der ihr die Verhaftung mitteilte — war das alles schon eine ziemliche Belastungsprobe für ihr Herz, so war sie vollends durch den ihr absolut unverständlichen Absagebrief ihres heimlich Verlobten aus aller Fassung gebracht.

Wie kam in Gottes Namen Felix zu einem solchen Brief?

Tante Martha hatte zwar auch hier wieder eine handfeste Erklärung bei der Hand.

„Haftpsychose,“ hatte sie gesagt, „Irrungen und Wirrungen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Geiger.

Ueber Glanz und Glieder
Kosend breitest du
Deine Seelenlieder
Einem Leben zu.
Und dem Weh entstiegen
Lauscht ein müder Tor:
Alles Leid will siegen
Und zu Gott empor.

Karl Weis.

Die Jagd nach dem Modell.

Hula-Hula-Tanz als Lockmittel. — Das tätowierte Original. — Ein pathetischer Kopfjäger.

Von Harris Brackett.

Es ist nicht gerade nach jeder Frau Geschmack, vier Jahre allein mit einer Freundin zwischen Polynesiern und Maoris zu sitzen, aller Bequemlichkeiten der Zivilisation beraubt. Und doch meint Fräulein Karoline Mytinger, die Wanderjahre, die sie eben auf der Jagd nach Modellen in der Südsee beendet hat, seien die schönsten ihres Lebens.

Polynesien und die australische Inselwelt haben in unserer Zeit viel von ihrem ursprünglichen Zauber verloren. Auf den kleinsten und weltfernsten Inseln kennen die Eingeborenen alle möglichen modernen Geräte, wie den Sprechapparat, den Photographen, und die Papuas finden nur noch selten ein saftiges Stück Menschenfleisch in ihren Backgruben. „Also“, sagte sich das unternehmungslustige Fräulein Mytinger, „wird es höchste Zeit, daß ich mich auf die Socken mache, will ich noch ein Stück echtes Südsee-Leben an Ort und Stelle studieren und auf die Leinwand bannen, bevor alle Eingeborenen dort herum Hemden und Hosen oder Seidenstrümpfe und Kombinationen tragen.“

Gesagt, getan. Die junge Dame packte Staffelei, Farbkasten und einen gehörigen Vorrat Leinwand ein, nahm ihre Freundin Margaret Warner und alles Geld, über das sie verfügte, mit — es war leider nicht sehr viel — und ließ sich dritter Klasse nach der Südsee verfrachten. Vier Jahre voller Abenteuer sollten beginnen.

Von Insel zu Insel ging die Reise. Alles Zweibeinige, was sich als malenswert und zum Modellstehen bereit erwies, wurde auf der Leinwand festgehalten. Zwischendurch mußte in Faktoreien und in Niederlassungen Weißer Halt gemacht werden, um die leer gewordene Reisekasse wieder aufzufüllen. Wenige Europäer, die dort nie einen Maler, geschweige denn eine Malerin hatten auftauchen sehen, ließen sich die Gelegenheit entgehen, sich in Oel verewigen zu lassen und ihren Bungalow mit ihrem Konterfei zu schmücken. Weniger willige Modelle waren dagegen die meisten Eingeborenen. Denn viele unter ihnen halten noch an dem alten Aberglauben fest, ein Mensch, der irgendwie abgebildet werde, verliere seine Persönlichkeit und seine Seele ebenso gut wie der, von dem eine Locke oder nur abgeschnittene Fingernägel in den Besitz eines anderen geraten. Fräulein Mytinger teilte zwar diesen Aberglauben nicht, aber einmal sah sie sich doch gezwungen, die Hilfe der weißen Behörden gegen einer jungen Polynesier in Anspruch zu nehmen, der sich an der jungen Malerin rächen wollte und zu diesem Zwecke ihr auf Schritt und Tritt folgte, um sich ihre ausgekämmten Haare zu verschaffen und dadurch Macht über sie zu gewinnen.

Auf den Salomonen schien die Abneigung der Eingeborenen gegen das Gemaltwerden am größten zu sein. Kein einziger Eingeborener ließ sich blicken, als die beiden jungen Damen mit ihrer Staffelei und ihrem Farbenkasten anrückten. Alles verkroch sich in die Hütten und verschloß jeglichem Werben das Ohr. Schließlich verfielen die Modelljägerinnen auf eine List. Miß Warner setzte sich an den Strand und spielte die Ukulele, die hawaiische Zupfgeige. Fräulein Mytinger aber umgürtete ihre jugendliche Gestalt mit so viel Grashalmen, wie sie nur finden konnte, und tanzte begeistert den Hula-Hula. Langsam steckte einer der Salomonier nach dem anderen den Kopf aus der Hütte, und zuletzt überzeugten sich alle Eingeborenen davon, daß ein Wesen, welches sich unschuldsvoll wie sie selbst im Grasschurz wiegte, nicht gut Mordgedanken nähren konnte. Die Malerin war seidem um Modelle nicht verlegen.

Im allgemeinen forderten die Südseeinsulaner keine hohen Gebühren für das Sitzen. Oft waren die Männer mit einer Stange Preßtabak zufrieden, die Frauen mit einem bunten Tuchfetzen. Manche dagegen, besonders solche Eingeborene, die wohl wußten, daß sie für Weiße etwas Originelles an sich hatten, verlangten unsinnige Preise, und nicht selten war die Malerin gezwungen, sie auch zu bezahlen, wollte sie nicht auf ein urwüchsiges Modell verzichten. So hörte Fräulein Mytinger eines Tages während ihres Aufenthaltes auf der neuseeländischen Nordinsel von einem Maori, der noch die echte, alte Tätowierung tragen sollte, wie sie dort früher allgemein Sitte war. Freilich wohnte der gute Maori etwas abseits von der großen Straße in den Bergen. Doch die beiden jungen Damen überwanden mutig zu Fuß die mehr als sechzig Kilometer, die ihren Standort vom Dorfe des seltenen Modells trennten, und trafen den Alten. Obwohl die Gegend bestimmt nicht von Malern überlaufen war, stellte der Tätowierte doch ungeheuerliche Forderungen, die Fräulein Mytinger unmöglich erfüllen konnte. Schließlich ließ sich der alte Gauner überreden, der Malerin für etwas mehr als hundert Mark zu sitzen. Dafür wurde das betreffende Bild auch eines der besten der Sammlung.

Ein anderer interessanter Kopf war Taurapaura, ein papuanischer Kopfjäger. Die australische Regierung hatte den streitbaren Herrn mit sanfter Gewalt nach dem Bezirksort Daru schaffen lassen, um ihn dort darüber zu belehren, daß es kein sehr liebenswürdiger und lobenswerter Sport sei, anderen Menschen gegen deren Willen die Köpfe abzuschneiden. Ob sich der Biedere durch die Vernunftsgründe der Australier überzeugen ließ, ist freilich fraglich. Auf jeden Fall aber benahm er sich Fräulein Mytinger gegenüber höchst manierlich, ging auf ihre behelfsmäßige Zeichensprache ein und posierte sehr verständnisvoll mit Bogen und Pfeilen als waschechter Menschenfresser. Ueberhaupt schien er viel Wert auf die Feststellung zu legen, daß „die Wilden doch bessere Menschen sind“ als die Europäer gemeinhin denken; denn als während der Sitzung ein struppiger Papuaköter seine nackten Beine beleckte, streichelte er das Tier und zerdrückte ein paar echte Tränen, die allem Anschein nach vom Heimweh nach der menschenschädelgeschmückten Hütte im Urwald zeugen sollten.

„Ueberhaupt“, meinte Fräulein Mytinger bei der Rückkehr in ihre amerikanische Heimat, die der Ersparnis wegen auf einem einfachen Frachtdampfer erfolgte, „sind die Wilden dort unten längst nicht so gefährlich, wie sie meistens geschildert werden. Wenn wir auch manches aufregende Abenteuer erlebten, so fühlten wir uns doch nie in ernster Gefahr. Dabei lebten wir lange genug allein zwischen Stämmen, die als Kannibalen und Kopfjäger verschrien waren. Ein weißes Mädchen ist meiner Ansicht nach zwischen den Eingeborenen mindestens so sicher aufgehoben wie in New York.“

Die reiche Ausbeute der jungen Malerin ist dem Naturhistorischen Museum in New York einverleibt worden und bildet ein wertvolles Zeugnis für eine dem Untergang geweihte Kultur und für originelle Typen, die schon in kurzer Zeit der Vergangenheit angehören werden.

Eine Katzenfreundschaft.

Skizze von Fritz Gallinger.

Die Narren vom Schuppen zwölf sahen rosigen Zeiten entgegen. Eben war ihr schlimmster Widersacher, eine große, scheckige Katze, kopfüber zwischen dem Kai und dem schwarzen Leib eines Ueberseedampfers ins Wasser gefallen und sah einem schmachvollen Tode entgegen. Sie protestierte zwar laut gegen diesen verfrühten Abschluß ihres hoffnungsvollen Daseins und sandte angsterfüllte Klagerufe durch die Nacht. Wer aber sollte sie hören? Etwa der Kaiwächter, der stündlich vorüberkam, oder der Pantryman des Schiffes, der just in diesem Augenblick mit elegantem Schwunge ein paar gesalzene Heringsköpfe in die Tiefe sandte? Nein, hier stand keine Rettung zu erwarten. Die Katze schwamm ein kurzes Stück vorwärts und erklomm eine morsche Kollisionsplanke, die — zwischen Kai und Schiff verankert auf dem trüben Wasser schwabbelnd — vor der Hand zum mindesten eine Verbesserung der verzweifelten Lage darstellte.

An der Kaimauer führte eine Reihe von Eisenbügeln stufenförmig nach oben. Leider aber befand sich die tiefste Sprosse immer noch in einer für das Tier unerreichbaren Höhe, so daß es die Lungen dehnte und zu einer neuen Jeremiade ausholte.

Klatsch! fiel da ein Gegenstand dicht bei der Katze hin. Schwere Schritte dröhnten durch die späte Stille, und eine Mannesstimme preßte mehrmals ein prächtiges „Goddam“ hervor. Der Pantryman, ein blutjunges Kerlchen, eilte über das Gangspill und gesellte sich zu dem Schimpfenden, der in kurzen Worten sein Pech schilderte.